

Mit dem neuen Denken in der Entwicklungspolitik bahnt sich eine neue, gerechtere Sicht der hinter uns liegenden Kolonialepoche an. Mit dem ersten Enthusiasmus der Entwicklungshilfe ging ja häufig ein wenig sachliches Aburteilen über alles das Hand in Hand, was der weiße Mann in der Welt geleistet hatte. Hier läßt Röpke den Marburger Professor *Kurt Hesse* zu Wort kommen: „Entwicklungsländer und Entwicklungshilfen an der Wende des Kolonialzeitalters“ (Dunker und Humblot, Berlin 1962). „Der besondere Wert des Buches von Hesse scheint mir“, so schreibt Röpke, „vor allem darin zu liegen, daß es, nachdem wir zum Überdruß von den negativen Seiten der Kolonialperiode gehört haben, unser Bild wahrheitsgemäß nach der positiven Seite ... ergänzt. Wenn man – und die dezidiert anticolonialen Entwicklungstheoretiker und Entwicklungspolitiker setzen das ja in der Regel am kräftigsten voraus – die ‚Modernisierung‘ und ‚Entwicklung‘ der Erde trotz allen Bedenken als wünschenswertes Ziel annimmt, so ist es geistig unredlich, den außerordentlichen Beitrag, der dazu von den westlichen Kolonialmächten ... geleistet worden ist, zu ignorieren.“

Und noch einmal Röpke: „Man läuft Gefahr, in geradezu metaphysische Strudel zu geraten, wenn man jenes Ziel überhaupt zur Diskussion stellt und die Frage zuläßt, wie die Weltgeschichte gelaufen wäre, wenn die europäische Expansion über den Erdball *nicht* erfolgt und mit ihr die universale Angleichung an die westliche Zivilisationsform nicht in Gang gekommen wäre. Sie ist genau so müßig wie die andere nach dem historischen ‚Recht‘ der Ausbreitung der antiken Zivilisation durch den griechischen und römischen ‚Kolonialismus‘. Genug, daß damals wie heute der ‚Kolonialismus‘ mitsamt seinen Passiven die nicht wegzudenkende Form der Kulturexpansion gewesen ist, und man kann nur wünschen, daß die ‚Kolonisierung‘ der Erde durch Europa, nun da dieses Kapitel der Weltgeschichte so gut wie abgeschlossen ist, recht bald selbst von den früheren ‚Kolonisierten‘ in diesem geschichtsphilosophischen Licht gesehen wird.“ Tatsächlich, so schließt Röpke seinen Beitrag, mache sich auch in dieser Hinsicht eine Selbstbesinnung in den Entwicklungsländern selbst bereits bemerkbar. (Zum afrikanischen Flüchtlingsproblem vgl. The UNESCO Courier, Januar 1963, 15–19: African Exodus.)

Deutsche Literatur in französischer Sicht

Was ist deutsch? Welches sind die Wesenszüge der deutschen Literatur und Kultur? Es gibt Antworten auf diese Fragen, die nur aus dem Innern deutschen Wesens heraus gegeben werden können. Es ist aber unleugbar auch so, daß der Nichtdeutsche, wenn er über hinreichende Kenntnisse verfügt, gerade aus dem Abstand und dem Vergleich mit der eigenen, andersartigen Kultur manches schärfer sieht und uns einen Spiegel vorhalten kann. Robert Minder, der Pariser Germanist elsässischer Herkunft, hält uns in einem Inselbändchen einen solchen Spiegel vor: „Kultur und Literatur in Deutschland und Frankreich“ (Insel-Bücherei Nr. 771). Es ist eine Freude, diese fünf geschliffenen Essays zu lesen, die so sicher und leicht, so freundlich und doch so herausfordernd hingesetzt sind und auf Schritt und Tritt den gründlichen Kenner beider Welten verraten. Sie sind übrigens in einem ausgezeichneten Deutsch geschrieben.

Was Minder zuerst auffällt, ist – durch den Längsschnitt unserer gesamten Literatur hindurch – das Fehlen des politischen Horizonts und Engagements, die Distanz zur großen, weiten Welt, zur realen sozialen und politischen Auseinandersetzung. Im Gegensatz zum französischen *homme de lettres* kapseln sich der deutsche Dichter und die deutsche Literatur immer wieder ab, fliehen sie in die Stille, ins Gehäus, in das „innere Reich“. Anders als der Professor sei der Dichter und Schriftsteller bei uns nie „eingebürgert“ worden; er bleibt ausgesiedelt oder Einsiedler, was schließlich auf das Gleiche hinauskommt. Er steht außer der Zeit. Er lebt den kosmischen Gründen und fer-

nen Zukunftsvisionen zugeneigt. Natürlich gibt es Ausnahmen; aber sie bestimmen nicht das Bild. 40 Seiten sind bei Minder diesem ersten und wichtigsten Beitrag gewidmet.

Ein zweiter Essay geht dem „Bild des Pfarrhauses in der deutschen Literatur von Jean Paul bis Gottfried Benn“ nach. Auch wenn man es ungefähr wußte, ist man von der Fülle der Beispiele und der Präzision beeindruckt, mit der Minder dieses Faktum herausarbeitet. Von hier aus gibt es eine wichtige theologische Unterströmung in der deutschen Literatur. Indes wird das Phänomen von Minder keineswegs nur positiv gesehen. So groß unleugbar die geistigen und erzieherischen Impulse sind, die vom deutschen evangelischen Pfarrhaus ausgegangen sind, so ist seine Wirkung doch auch die einer Abstoßung. Ein großer Teil unserer Dichter und Denker, die aus dem Bannkreis des Pfarrhauses kommen, erlebten es als Druck, fliehen aus seiner Enge und geraten im Konflikt mit der Orthodoxie der Väter in eine Haltung von Skepsis und Auflehnung. Oder sie bringen umgekehrt eine ungute Autoritätshörigkeit, ein pietistisches, enges und betuliches Wesen mit, das wieder mit jener „Häuslichkeit“ und der Flucht vor den harten Kämpfen der realen Welt in Beziehung steht, von der schon die Rede war.

Der dritte Ansatz, der noch einmal erweist, wie ertragreich soziologische Gesichtspunkte für das Literaturverständnis sein können, geschieht von den Erziehungsanstalten her: „Kadettenhaus, Gruppendynamik und Stilwandel von Wildenbruch bis Rilke und Musil“. Man weiß, daß Schiller auf der „Karlsschule“ war, Hölderlin im Tübinger „Stift“ und Nietzsche in Schulpforta. Doch die deutschen (und österreichischen) Dichter und Schriftsteller kommen fast alle von ähnlichen Anstalten und nicht selten direkt aus dem Drill vormilitärischer Ausbildungsstätten. Kein Wunder, daß die Dichter, diese Sensiblen, unter der harten Zucht besonders leiden mußten. Doch wäre es nur bei der Zucht geblieben! Oft war es Härte, Grausamkeit und Sadismus. Es führt eine deutliche Linie von den Zuständen an diesen Instituten über die Kaserne und das Zuchthaus bis zu den Greueln der Lager, die, von daher gesehen, keineswegs aus heiterem Himmel auf einmal deutsche Wirklichkeit wurden. Die ganze „Anstaltsliteratur“, die eine Frucht dieser Erlebnisse war, wurde als Ausgeburt der krankhaften Empfindsamkeit der Dichter abgetan. In Wirklichkeit war sie ein Warnungsschrei; aber er verhallte wirkungslos.

Die beiden letzten Beiträge über das Deutschlandbild der Madame de Staël und Schillers Verhältnis zu Frankreich sind mehr lockere Anfügungen. Überhaupt bilden die fünf Essays kein geschlossenes Ganzes; sie sind auch nicht alle gleich gelungen und reizen zu Frage und Einwand. Doch gerade so wirken sie als Anregung und Anstoß und als Herausforderung. Sie sind in ihrer lockeren Lebendigkeit selbst ein Beispiel, wie man ohne fachwissenschaftliche Umständlichkeit fundiert und treffend schreiben kann – und sind darin eben ein Zeugnis französischen Geistes.

Schwestern in Indien

Vom Werk einer Frau soll hier die Rede sein, die in heroischer Weise das Wort des Neuen Testaments erfüllt hat: „Gehet hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt!“, Sr. Teresa von den Loretoschwestern in Calcutta. Sie war eigentlich Lehrschwester, als sie 1946 auf das unvorstellbare Elend der Slums aufmerksam wurde. Um besser helfen zu können, machte sie einen Kurs in Kinder- und Krankenpflege mit, sammelte gleichgesinnte Frauen um sich und ging an die Arbeit. Sie konnte zwar die Slums nicht beseitigen, aber sie machte nicht durch Worte, sondern durch Taten die breite Öffentlichkeit, vor allem auch Regierungsstellen auf die himmelschreiende Not aufmerksam.

Ihre Energie hat schon Erstaunliches geleistet: 14 Schulen für 3900 Kinder aus den Slums hat sie allein in Calcutta errichtet, und sie hat ihre Tätigkeit auf diesem Gebiet auch auf Delhi aus-